

WEITERLESEN

Sehr persönlich und ausnehmend vernünftig berichten die „Spreeblick“-Blogger Tanja und Johnny Haeusler in ihrem Handbuch „Netzgemüse“ darüber, wie sie den Umgang mit digitalen Medien in ihrer Familie handhaben, welche Erfahrungen sie damit gemacht haben und was sie anderen Eltern raten. Ausgeprägte Digitalскеptiker werden gelegentlich zusammenzucken, aber die Auseinandersetzung mit dem Plädoyer für Vertrauen und Verantwortung lohnt sich auf jeden Fall. **TANJA UND JOHNNY HAEUSLER: Netzgemüse. Aufzucht und Pflege der Generation Internet.** Wilhelm Goldmann Verlag; 320 Seiten; 9,99 Euro.

Sehr detailliert, verständlich geschrieben und gut strukturiert informieren die Medienpädagogen Tobias Albers-Heinemann und Björn Friedrich in ihrem „Elternbuch zu WhatsApp, Facebook, YouTube & Co.“ über einzelne digitale Angebote, Sicherheit und Privatsphäre im Netz und generelle Fragen zur Medienerziehung. In diesem umfassenden Wegweiser werden vor allem Eltern fündig, die sich im Umgang mit den neuen Onlinemöglichkeiten unsicher fühlen und konkrete Ratschläge sowie technische Erklärungen suchen. **TOBIAS ALBERS-HEINEMANN UND BJÖRN FRIEDRICH: Elternbuch zu WhatsApp, Facebook, YouTube & Co.** O'Reilly Verlag; 352 Seiten; 19,90 Euro.

Für junge Leser ab etwa acht Jahren hat der Berliner Kindermedienexperte Thomas Feibel einfache, informative und unterhaltsam aufgemachte Ratgeber zu einzelnen Aspekten digitaler Mediennutzung verfasst – auf jeden Fall ein gutes Angebot für Eltern zum Gespräch mit ihren Kindern. **THOMAS FEIBEL: Computer aber richtig!, Facebook aber richtig!, Internet aber richtig!, Smartphones aber richtig!** – alle Titel erschienen im Ravensburger Buchverlag; jeweils 48 Seiten; jeweils 6,99 Euro.

Laut der Studie fühlen sich Jugendliche eher durch etwas anderes gestresst: davon, dass sie das Smartphone viel benutzen.

Die Hälfte der Befragten führt an, ihr Mobiltelefon lenke sie ab, etwa von den Hausaufgaben, fast ebenso viele machen sich Sorgen, ob sie persönliche Daten preisgegeben haben. Rund ein Fünftel der Jugendlichen hat eine starke emotionale Bindung zu dem Gerät. Diese Gruppe kann nicht einmal zeitweise aufs Handy verzichten.

Dabei sei die Angst, etwas zu verpassen, „der stärkste Erklärungsfaktor für unkontrollierte, exzessive und risikobetonete Nutzung“, heißt es in der Studie. Weitverbreitet sei „die Parallelkommunikation mit Abwesenden im Beisein anderer“. Der Großteil der Jugendlichen praktiziere dies, „obwohl sie es gleichzeitig häufig als unhöflich bewertet“. Viele Jugendliche können also kaum von ihrem Smartphone lassen, obwohl sie genervt sind von fordernden Pings und übergriffigen Emoticons.

Ob dieses Verhalten als schädliche Internetsucht zu werten ist, darüber streiten die Wissenschaftler. Den Begriff der „internet addiction“ soll ein US-Psychiater schon 1995 geprägt haben, damals luden die Websites im Zeitlupentempo, und bis zur Verbreitung von Smartphones sollte noch mehr als ein Jahrzehnt vergehen.

Viele Experten nehmen die Suchtgefahren, die vom Internet für Kinder und Jugendliche ausgehen, durchaus ernst. Die renommierte American Psychiatric Association hat neun Indizien zumindest für Internetspielsucht zusammengestellt. Wer sich im Internet verliert, der droht andere Aspekte seines Alltags zu vernachlässigen: Jugendliche beispielsweise die Schule oder die Hausaufgaben, Sport, Freunde. Viele versuchen, ihre exzessive Internetnutzung zu vertuschen.

Im gerade veröffentlichten Bericht eines Ausschusses des Bundestags zu „neuen elektronischen Medien und Suchtverhalten“ heißt es, heute würden Kinder „in eine mediatisierte Welt hineingeboren und somit von Anbeginn mit digitalen Medien konfrontiert“. Jedoch gebe es „keine gesellschaftliche Werteklarheit“, welche Art und welches Ausmaß des Medienkonsums sinnvoll seien.

Der Bericht warnt vor negativen Folgen bei exzessivem Gebrauch elektronischer Medien durch Kleinkinder für deren Entwicklung, etwa in Form von Gedächtnis-

oder Schlafproblemen. Weiter heißt es für ältere Kinder: „Darüber hinaus werden in Bezug auf die Adoleszenz auch die Gefahr vermehrter impulsiver und aggressiver Handlungen sowie risikoreiches Verhaltens diskutiert.“ Ärzte und Wissenschaftler der Universitätsmedizin Mainz formulieren es in ihrem Buch „Neue elektronische Medien und Suchtverhalten“ so: „Es existieren vielfache Hinweise auf negative Auswirkungen eines exzessiven Internet- und Computerspielnutzungsverhaltens auf die psychosoziale Entwicklung im Jugendalter.“

EINE DAK-BEFRAGUNG aus dem vergangenen Herbst legt nahe, dass fünf Prozent der Kinder und Jugendlichen das Internet in einem krankhaften Ausmaß nutzen. Elf Prozent haben demnach erfolglos versucht, sich selbst zu beschränken.

In vielen Familien sorgt der Umgang mit dem Handy immer wieder für „Reibungspunkte“, wie die Forscherinnen um Karin Knop konstatieren. Die Frage ist: Wie gehen Eltern mit dem Medienkonsum ihrer Kinder um? Und was ist überhaupt der richtige Umgang?

Die Forscherinnen unterscheiden vier Elterntypen. Es gibt die „Laissez-faire“-Eltern, wie die Mutter der vier Jungen, die sie in ihrer Studie vorstellen. Außerdem gibt es die „ängstlich-bewahrenden Reglementierer“, die „freundschaftlich Liberalen“ und die „kindzentrierten Aktiven“.

Die Typen-Bezeichnung macht schon deutlich, welchen Erziehungsstil die Mannheimer Forscher bevorzugen: Mütter und Väter sollen sich demnach bemühen, aktiv auf das Medienverhalten ihrer Kinder Einfluss zu nehmen – ohne dabei sinnlose Verbote zu erlassen.

Die Forscher nehmen also die Eltern selbst in der Pflicht: „Neben expliziten Handyerziehungsmaßnahmen hat insbesondere das Vorbildverhalten der Eltern und ihre Beziehungsqualität zum Kind Einfluss auf den Umgang mit dem Handy.“

Will heißen: Hängt die Mutter ständig am iPad, schreibt der Vater beim Essen SMS, wimmeln beide die Kinder ab, weil sie lieber ihr Facebook-Profil pflegen wollen, dann werden sich die Kinder diese Priorisierung anschauen und sich künftig aufmerksam den kleinen Bildschirmen widmen.

„Es gibt Familien, da ruft die Mutter die Kinder per WhatsApp zum Essen, obwohl sich diese im Haus aufhalten“, erzählt Knop. „Nur so kann sie sicher sein, dass sie ihre Kinder auch erreicht.“